

Über doppelte Identitäten

Ein Plädoyer für das Publizieren auch auf Deutsch

Der Forumsbeitrag geht von der Diagnose der erfolgreichen Internationalisierung der deutschen IB und einer dadurch bedingten Konzentration auf englischsprachiges Publizieren aus. Er argumentiert, dass diese im Grunde begrüßenswerte Entwicklung auch unerwünschte Nebeneffekte für die deutschsprachige IB-»Community« hat und dass es sowohl einer individuellen wie auch einer kollektiven Rationalität geschuldeten Gründe dafür geben kann, sich nicht allzu einseitig auf den englischsprachigen »Markt« zu konzentrieren. Er appelliert daher, auch auf Deutsch und wenn möglich auch mit Blick auf das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit zu veröffentlichen.

1. Die Internationalisierung der deutschen IB

Nicht zuletzt im Kontext der Eurokrise wird gerne die Beharrungskraft der nationalen Identitäten und die Abwesenheit einer europäischen Identität beklagt.¹ Die Datenlage ist dabei laut Eurobarometer seit langer Zeit recht stabil. Eine Mehrheit der Europäer besitzt eine doppelte Identität, dabei dominiert allerdings die nationale. In der Gemeinschaft der Forscherinnen und Forscher,² die sich im deutschsprachigen Raum³ dem Fach⁴ der Internationalen Beziehungen (IB) zurechnen lassen, zeigt sich ein deutlich anderes Bild. Zum einen hält man sich mit dem europäischen Kontext nicht lange auf; integrieren möchte man sich gleich global. Und zum anderen scheint sich diese Integration in einem rasanten Tempo zu vollziehen. Schon ein kurзорischer Blick in die Inhaltsverzeichnisse führender englischsprachiger Fachzeitschriften zeigt, dass die heutige Zahl von Autorinnen aus Deutschland im Vergleich zur Situation von vor zwei bis drei Jahrzehnten deutlich angestiegen ist. In *International Organization* (IO) betrug der Anteil der Beiträge von deutschen Au-

-
- 1 Für Kommentare zu einer früheren Version dieses Beitrages bedanken wir uns bei Benjamin Faude, Katja Freistein, Gisela Hirschmann, Christian Rauh und Andreas Vasilačhe sowie bei den Gutachterinnen bzw. Gutachtern der ZIB.
 - 2 In einem solchen Beitrag müssen Begriffe wie Nachwuchswissenschaftler/-innen oder Forscher/-innen häufig genutzt werden. Um den Text nicht zu verunstalten, wechseln wir in der Wahl des Geschlechtes ab.
 - 3 Wir sprechen hier von der deutschsprachigen IB, sind uns aber bewusst, dass nicht alle der auf Deutschland bezogenen Beobachtungen dieses Beitrages umstandslos auf die IB in Österreich oder im deutschsprachigen Teil der Schweiz übertragen werden können.
 - 4 Da es für unsere Argumentation weitestgehend irrelevant ist, ob die Internationalen Beziehungen als eigenständige Disziplin oder als Teildisziplin der Politikwissenschaften gesehen werden, verwenden wir die Begriffe Fach und Teildisziplin austauschbar.

toren 1992-1998 2,1 bzw. 0,7 Prozent,⁵ in jüngster Zeit (2008 bis 2013, issue 2) hat sich der Anteil auf respektable 8,56 bzw. 3,6 Prozent erhöht. Zwei weitere Stichproben bestätigen, dass sich die internationale Präsenz in den letzten 20 Jahren immer erhöht und teilweise sogar vervierfacht hat: in der *International Studies Quarterly* (ISQ) stieg der Anteil im entsprechenden Zeitraum von 1,9 (1,9) Prozent auf 6,5 (2,0) Prozent; in der *Review of International Studies* von 2,0 (1,3) Prozent auf 8,4 (4,0) Prozent.⁶ Das sind gleichsam chinesische Wachstumsraten, die insbesondere angesichts des sinkenden Anteils Europas am weltweiten wissenschaftlichen *Output* durchaus beeindrucken. Noch deutlicher als beim Blick in die Zeitschriften selbst wird der Trend beim Blick in die Publikationslisten von vielen Vertretern des Faches, insbesondere der sogenannten Nachwuchswissenschaftlerinnen, in denen oftmals eine Orientierung der Publikationstätigkeit auf englischsprachige *Outlets* überwiegt. Und im gleichen Zeitraum hat die Jahrestagung der *International Studies Association* der Sektionstagung der Sektion Internationale Politik der DVPW souverän den Rang als größte deutsche IB-Tagung abgelaufen. Es ließen sich noch viele andere Beispiele anführen, aber klar ist: Die IB in Deutschland hat in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten einen deutlichen Internationalisierungsschub erlebt, der dabei mit Fug und Recht auch als Teil einer weitreichenderen Professionalisierung verstanden werden darf.⁷

An dieser Internationalisierung – und dies sei zu Beginn dieses Beitrages eindeutig klargestellt – ist nichts auszusetzen, sie ist sogar nachdrücklich zu begrüßen. Anlass für die vorliegenden Überlegungen ist alleine die Beobachtung, dass eine zu einseitig auf englischsprachige Veröffentlichungen ausgerichtete Publikationstätigkeit auch zu unerwünschten Nebeneffekten führen kann. Diese beziehen sich vor allem darauf, dass ein eigenständiger und dabei gerade hinsichtlich seiner öffentlichen Sichtbarkeit wichtiger Diskursraum für die IB aufgegeben wird und dass es zu Abkopplungseffekten von breiteren politikwissenschaftlichen Diskussions- (und Berungs-) Zusammenhängen in Deutschland kommen kann.

Wir möchten vor diesem Hintergrund der doppelten Identität das Wort reden und hoffen damit eine Diskussion anzustoßen. Die Alternative sollte nach unserer Ansicht nicht darin bestehen, sich entweder, individuell oder kollektiv, einer internationalen *IR-community* oder aber einer nationalen IB-Gemeinschaft zuzuordnen. Vielmehr geht es darum, sich beiden zugehörig zu fühlen (und zwar in der Tat und nicht nur per Nostalgie alle paar Jahre zum Klassentreffen). Internationale Orientierung und die Erhaltung einer lebhaften, mit der internationalen IB-*community* durch eine Zweibahnstraße verbundenen IB in Deutschland stellen keine widersprüchlichen Ziele dar, sondern ergänzen sich gegenseitig. Um beide zu erreichen, verlangt es unserer Ansicht nach allerdings einiger Überlegungen dazu, wie eine Unwucht

5 Die erste Zahl bezieht sich auf deutsche Autoren unabhängig vom Universitätsstandort, die zweite Zahl auf solche deutsche Autorinnen, die in Deutschland ihre Hauptanstellung haben.

6 Für die Recherche dieser Zahlen bedanken wir uns bei Thomas Müller.

7 Vgl. hierzu die Bestandsaufnahmen über Zeit bei Rittberger (1990), Zürn (2003) und Deitelhoff/Wolf (2009).

zwischen den zum Erreichen der beiden Zielmarken zu verfolgenden Strategien auszutarieren wäre.

Der nächste Abschnitt liefert einen Problemaufriss und führt die Ausgangsdiagnose dabei insbesondere auf verschiedene kollektive und individuelle Rationalitäten zurück, sich vor allem auf den englischsprachigen Markt zu konzentrieren. Dabei werden die unerwünschten Nebeneffekte dieser Konzentration benannt. Der darauffolgende Abschnitt drei versucht dann, eine Reihe von Denkanstößen zu geben, wie diese unerwünschten Nebeneffekte in Zukunft vermieden werden können. Das mündet im Schlussabschnitt in einem Plädoyer für eine doppelte Identität.

2. Publishing in English

Die beiden Autoren dieses Beitrags haben sich erstmals auf einer ISA-Tagung Anfang der 1990er Jahre näher unterhalten. Dass wir auf der ISA zusammen trafen, war dabei in gewisser Hinsicht kein Zufall, obgleich die ISA-Meetings schon damals unübersichtlich groß waren. Es war auch deshalb kein Zufall, weil die damals wenigen Deutschen sich genauso gegenseitig suchten, wie es ethnische Minderheiten in fremden Umgebungen eben tun. Es gab nämlich nicht so viele Deutsche dort. Ein paar aus Berlin, ein paar aus Frankfurt und noch ein paar aus Tübingen – also aus den Instituten, wo mit Helga Haftendorn, Ernst-Otto Czempiel und Volker Rittberger die Vorreiter einer internationalen Ausrichtung der Internationalen Beziehungen tätig waren. Wir haben uns dann in vergleichsweise engen Abständen auf Veranstaltungen in Deutschland wiedergetroffen: bei Sektionstreffen, DVPW-Tagungen, themenbezogenen *workshops* in Frankfurt und Tübingen und bei (halb-öffentlichen) Veranstaltungen in Arnoldshain. Es gab viel Raum und Zeit für Diskussionen. Wir sind beide davon überzeugt, dass der jeweils andere dabei viel gelernt hat.

Auch heute treffen sich junge IBlerinnen und IBler nicht selten zum ersten Mal auf einer ISA-Konferenz. Aus deutschen Universitäten lassen sich dort aber nicht nur vereinzelte Exemplare finden, sie stellen vielmehr inzwischen auf Augenhöhe mit den Briten die wohl zweitgrößte (national definierte) Gruppe dar. Das ist gut so. Dass aber die Wahrscheinlichkeit deutlich abgenommen hat, dass ein regelmäßiges Wiedersehen auf einer DVPW-Konferenz oder in Arnoldshain⁸ stattfindet, ist bedauerlich. Zu deutschsprachigen Veranstaltungen geht der strebsame Nachwuchswissenschaftler kaum noch. »Warum auch?« fragt er: »Ich muss doch ohnehin in den englischsprachigen *peer-reviewed journals* publizieren, sonst habe ich keine Chance. Ich kann doch nicht die Zeit mit lokalen Diskussion verschwenden, schließlich ist die Weltpolitik unser Forschungsgegenstand? Und warum sollte ich

8 Arnoldshain steht hier als Platzhalter für den lange Zeit typischen Veranstaltungsort der Internationalen Beziehungen. Diese Referenz röhrt daher, dass über einen längeren Zeitraum praktisch alle Veranstaltungen der Sektion »Internationale Politik« der DVPW an der dort befindlichen evangelischen Akademie stattfanden. Dieses Ortsmonopol besteht seit einigen Jahren nicht mehr.

auf Deutsch schreiben, wenn das ohnehin nicht gelesen wird. Wer liest denn die ZIB oder die PVS? Genau: Warum sollte ich eigentlich deutsche Beiträge lesen, die ich ja ohnehin in den englischsprachigen *journals* nicht zitieren darf? Was soll ich auf einer DVPW-Tagung – da kommen ja ohnehin nur die Altvorderen zu Wort? Und dann dieser deutsche Stil – konzeptionelle Debatten, normativ zumeist verbrämmt, aber keine echten Hypothesentests. Da schaue ich doch lieber, dass ich einen Beitrag mit einer klaren Hypothese, die sauber getestet wird, einmal pro Jahr in einem *A-rated peer-reviewed international journal* unterbringe. Wenn ich dann so alt (sorry: *senior*) bin wie Ihr seid, dann kann ich ja auch mal was anderes machen.«

Sicherlich ist dieses Portrait der typischen Nachwuchs-IBlerin etwas überzogen.⁹ Die nach wie vor lebhafte Teilnahme an den Nachwuchstagungen der Sektion spricht beispielsweise dagegen. Aber oft wird die Präsentation im deutschsprachigen Raum primär als Station auf dem Wege zu einer Publikation in einem englischsprachigen *journal* betrachtet. Außerdem denken so nicht nur die Doktorandinnen und Postdoktoranden im Fach. Das Bild wird verstärkt durch jüngere, in den letzten Jahren berufene Personen, die sich fast ausschließlich im englischsprachigen Diskurs bewegen und zudem lässt sich dies vereinzelt auch in der etablierten Generation beobachten. In der Summe ergibt sich ein Trend. Eine bis in die Mitte der 1980er Jahre weitgehend nach Innen gerichtete IB hat sich in rasantem Tempo internationalisiert. Es scheint fast so, dass die Phase der doppelten Einbindung in deutschsprachige und internationale Diskurse, die doppelte Identität als deutscher und internationaler IBler kurz und vorübergehend war; ganz so, als ob das System nur zwei Gleichgewichtszustände kenne: den der nach innen gerichteten, paternalistischen, sich internationalen Standards verweigernden (nennen wir ihn romanisch) und den der kompletten Einordnung in die internationale Diskussion, bei der von amerikanisch dominierten *journals* die Agenda vorgegeben und der Ton bestimmt wird (nennen wir ihn skandinavisch). Der Übergang vom romanischen zum skandinavischen Equilibrium lässt sich demnach durch die wettbewerbsorientierte Wissenschaftspolitik und die entsprechenden Erfolge der stärker internationalisierten Standorte erklären.

Gegen Gleichgewichtszustände lässt sich schlecht andiskutieren. Sie zeichnen sich genau dadurch aus, dass es für die Individuen keine Gründe gibt, das eigene Verhalten zu verändern, denn das würde bestraft werden. Und genau das ist die Wahrnehmung vieler junger Wissenschaftler: »Es ist doch Euer System, das uns

9 Der Begriff des wissenschaftlichen Nachwuchses muss spätestens an dieser Stelle problematisiert werden. Die Mitglieder dieser Spezies (im Kern reden wir über Doktoranden und Postdoktorandinnen) befinden sich alle im Erwachsenenalter und nicht wenige haben bereits ihren eigenen Nachwuchs. Es handelt sich also um vollautonome Individuen. Mit dieser Anmerkung wird unumwunden zum Ausdruck gebracht, dass in diesem Fall das Englische einfach die besseren Ausdrücke parat hält: Beim »junior scholar« verweist das »junior« im Vergleich zum »senior« auf eine sachliche Differenz an beruflicher Erfahrung, während beim »Nachwuchs« immer das Unbehagen der Assoziation mit einer noch nicht ganz erreichten Mündigkeit mitschwingt. Dass die deutsche Hochschulpolitik das »Junior« zum Teil vor den »Professor« gesetzt hat macht die Sache kaum besser.

dazu zwingt, uns so zu verhalten und so zu denken, wie wir es tun». Doch Vorsicht: Es sind nicht nur rationale Akteure, sondern nicht selten auch Lemminge, die Zustände erzeugen, welche von außen betrachtet wie ein Equilibrium aussehen. Die Furcht ausgemustert zu werden, lässt es ratsam erscheinen, mit der Masse zu gehen. Doch Furcht ist ein schlechter Ratgeber. Obgleich wir befürchten müssen, verlorenes Terrain zu verteidigen, möchten wir jedoch genau das tun. Aus unserer Sicht sprechen nämlich eine Reihe guter Gründe für die Bewahrung eines deutschsprachigen wissenschaftlichen Diskurses bei gleichzeitiger Einbindung in die internationale Gemeinschaft. Das ist nach unserer Meinung im Sinne der kollektiven (der Gemeinschaft deutschsprachiger IBlerinnen und IBler) und der individuellen Rationalität.¹⁰

2.1. Kollektive Gründe

Es ist evident, wird aber gerne übersehen. Die Internationalen Beziehungen bleiben trotz aller Referenzen zu Imre Lakatos (1976) und Thomas Kuhn (1962) eine Disziplin ohne dominantes Paradigma. Sie sind bestenfalls multi-paradigmatisch, im eigentlichen Sinn von Kuhn sogar vorparadigmatisch. Dass die Internationalen Beziehungen keine dominante Theorie besitzen, mag man bedauern oder nicht. In jedem Falle impliziert es aber: Die Disziplin kennt keine *puzzles* im engen Sinne des Wortes. Die Entwicklung von Forschungsfragestellungen, die exklusiv auf der Divergenz zwischen einer Beobachtung und der entsprechenden Erwartung der dominanten Theorie beruht, kann es nur innerhalb eines Paradigmas geben. Das schließt nicht aus, dass Forschungen in den Internationalen Beziehungen auch theoretisch motiviert sind; sie sind aber zumeist und zu Recht *auch* problemgetrieben, beruhen also auf in der Gesellschaft wahrgenommenen Problemlagen. Die Folgen der Globalisierung, die Krise der transatlantischen Beziehungen, *rising powers*, die Grenzen regionaler Integration, neue Kriege u.v.a. wurden wichtige Forschungsthemen, weil sie zunächst einmal auf der Grundlage eines Problems – verstanden als die Differenz zwischen einem gesellschaftlich konstruierten Soll und einem beobachteten Ist – thematisiert wurden. Die Identifikation solcher Problemlagen ist freilich ein Prozess, der nicht global einheitlich erfolgt. Sie wird bestimmt durch spezifische Wahrnehmungen verschiedener Gesellschaften, aber auch durch unterschiedliche (jetzt objektiv verstandene) Problemkonstellationen. Dass uns hierzulande Fragen der Europäischen Integration näher am Herzen liegen als jenseits des Atlantiks ist nur verständlich. Da aber die ISA/IO/ISQ-IB keine globale, sondern eine ameri-

¹⁰ Sicherlich kann man die folgenden Argumente unter den Generalverdacht stellen, dass sie den Standpunkt der Saturierten zum Ausdruck bringen. Immerhin lässt sich dem entgegen, dass einer der beiden Autoren in der ersten Ausgabe dieser Zeitschrift in einer Replik auf Hellmann (1994) eine Position vertreten hat, die auf jeden Fall kompatibel mit unseren Thesen zur kollektiven Rationalität ist (Zürn 1994). Dort werden auch die wissenschaftstheoretischen Grundlagen dieser Position mit ausführlichen Literaturangaben diskutiert.

kanisch dominierte Disziplin ist, bedarf es auch eines eigenen Diskurses, um die richtigen Themen zu entwickeln. Wer bestreitet, dass die amerikanisch dominierte IB systematisch Forschungsthemen ausblendet, die uns aber wichtig erscheinen, der ist aufgefordert, einen Aufsatz zur deutschen Außenpolitik in *International Organization* einzureichen. Wetten, dass in zumindest einem der *reviews* die Relevanzfrage aufgeworfen wird – wenn der Beitrag nicht schon aufgrund der engen Thematik vorher ausselektiert wird. Fragestellungen einer Disziplin wie der IB sind also auch problemgetrieben; und Probleme werden von unterschiedlichen Gemeinschaften zu Recht unterschiedlich gesehen. Wer eine Pluralität der Perspektiven aufrechterhalten möchte, muss auch plurale Diskursräume schützen.

Damit hängt ein zweiter Grund zusammen, weshalb wir uns einen eigenen deutschsprachigen Diskurs leisten sollten. Eine IB in Deutschland, die sich nicht mehr öffentlich zu den als drängend wahrgenommenen Problemlagen zu Wort meldet und nur in überspezialisierten, vorwiegend amerikanischen Journals publiziert, wird irgendwann die Frage gestellt bekommen, wozu sie eigentlich aus öffentlichen Mitteln finanziert werden soll. Schließlich legitimieren sich die Sozialwissenschaften anders als die Natur- und Ingenieurwissenschaften. Das Patent und der (halbwegs messbare) Beitrag zur Wohlfahrt wird durch den innovativen, sowohl theoretisch als auch empirisch gesättigten Beitrag zur Selbstreflexion der Gesellschaft ersetzt. Wer sich allerdings nur mit klitzekleinen, von anderen Gemeinschaften definierten Fragestellungen an eine noch viel kleinere Fach-»*community*« wendet und in der Folge auch kaum zitiert wird, der verweigert sich, einen Beitrag zur Legitimation der Disziplin in der sie finanziierenden Gesellschaft zu leisten. Die Bedeutung der IB hat in den letzten Jahrzehnten zugenommen, was sich lange Zeit in einer wachsenden Zahl von Professuren und Förderungsschwerpunkten niederschlug (vgl. Fn. 8). Der Trend könnte sich aber leicht umkehren, wenn die IB keine Rolle in der deutschen Öffentlichkeit mehr spielt. Dafür gibt es erste Anzeichen etwa bei Vergabeentscheidungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft und beim 8. Forschungsrahmenprogramm der EU. Um die öffentliche Rolle der IB zu ermöglichen, bedarf es eines theoretisch interessanten Diskurses in der deutschsprachigen *community* und der Verankerung der Sozialwissenschaftlerinnen nicht nur in einer funktional definierten Fachgemeinschaft, sondern auch in der Öffentlichkeit einer Sprachgemeinschaft. Bei vielen, wenn nicht praktisch allen Fachvertreterinnen und Fachvertretern hierzulande klafft heute eine größere Lücke zwischen wissenschaftlicher Reputation einerseits und öffentlicher Sichtbarkeit andererseits, als dies etwa in der Generation eines Dieter Senghaas oder Ernst-Otto Czempiel der Fall war. Der vollständige Rückzug aus dem Bereitstellen von Expertise im und für den öffentlichen Raum darf aber nicht erfolgen. Sonst wird diese Rolle komplett von *think tanks* und sogenannten Außenpolitikexperten eingenommen, die fraglos mit ihrem praktischen Fallwissen wichtig sind, aber eben nur einen Teil des Diskurses darstellen sollten. Die Abwesenheit der IB schadet beidem: dem Diskurs und der IB.

Hinzu kommt ein abgeleitetes, ökonomisches Argument im engeren Sinne: Aufgrund der mit der Verlagsökonomie im angloamerikanischen Raum nicht vergleich-

baren Situation hierzulande verlangt die Herausgabe deutschsprachiger sozialwissenschaftlicher Fachzeitschriften gemeinhin einen erheblichen Ressourceneinsatz öffentlicher Gelder (zusätzlich zum Gegenwert der aufgewendeten Arbeitszeit von Herausgeberinnen und Gutachtern). Ein solcher Ressourceneinsatz kann kaum als gerechtfertigt angesehen werden, wenn die entsprechenden Zeitschriften entweder ihre Hefte nur mit großer Mühe mit guten Beiträgen füllen können, oder aber etwa die IB in Zeitschriften mit breiterem politikwissenschaftlichen Profil (v.a. die PVS) praktisch nicht mehr vertreten ist. Wer sich denkt: Ich warte mit breiter angelegten, deutschsprachigen Beiträgen, bis ich eine sichere Position habe – der wird möglicherweise dann, wenn er oder sie die Position hat, keine deutschsprachigen wissenschaftlichen Zeitschriften mehr vorfinden.

Die genannten Gründe können auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden: Wenn sich die IB an deutschen Universitäten und Forschungsinstituten *exklusiv* auf die amerikanisch dominierte *community* kapriziert, dann forscht sie am Problembedarf der sie finanziierenden Gesellschaft vorbei und nimmt sich systematisch aus den öffentlichen Diskursen zur Weltpolitik heraus. Das ist schlecht für die öffentliche Debatte und die Politik im Lande. Damit sägt die IB aber auch an dem Ast, auf dem sie sitzt.

2.2. Individuelle Rationalität

Unser Appell, die Mühen einer doppelten Mitgliedschaft auf sich zu nehmen, müsste ins Leere laufen, wenn er sich nur auf das Wünschbare bezöge. Wir glauben aber auch, dass der Gehalt der »individuellen« Rationalität, die der Fokussierung auf amerikanische *journals* zugrunde liegt (siehe oben), in Zweifel gezogen werden kann.

Die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses ist heute ambivalent. Einerseits hat sich die Stellensituation und haben sich die Arbeitsbedingungen für einen Gutteil des Nachwuchses verglichen mit der Situation bis in die frühen 2000er Jahre drastisch verbessert. Die Anzahl der Promotionsstellen und Postdoc-Positionen hat sich insbesondere im Zuge der Finanzierung der großen Forschungszusammenhänge wie Graduate Schools, Sonderforschungsbereiche und Exzellenzcluster, in denen die Internationalen Beziehungen zentral vertreten sind, deutlich erhöht. Diese Forschungszusammenhänge sind häufig auch so gut ausgestattet, dass Forschungs- und Konferenzreisen vielfältig getätigt werden. Häufig ist es möglich, sich sehr konzentriert und ohne Ablenkungen durch Lehre, Lehrstuhl- oder Institutsaufgaben auf die eigene Forschung zu konzentrieren. Dem stehen allerdings zwei Entwicklungen gegenüber. Zum einen haben parallel dazu die prekären Beschäftigungsverhältnisse mit oft kurzen Laufzeiten von Arbeitsverträgen und kaum Möglichkeit zur eigenen wissenschaftlichen Qualifikation aufgrund hoher Lehrbelastung zugenommen. Und zum anderen – und das ist die grundlegende Problematik – findet die Zunahme von befristeten Stellen keinerlei Entsprechung bei den Professorenstellen und anderen permanenten Positionen in Forschung und Lehre.

Das Ergebnis ist, dass der Flaschenhals bei der Berufung auf eine entfristete Stelle enger denn je ist.

Die gegenwärtige Lage führt dazu, dass es vergleichsweise viele in den Einrichtungen mit privilegiert ausgestatteten Nachwuchsstellen schaffen, einige ordentlich platzierte Zeitschriftenbeiträge zu schreiben. Da der Flaschenhals aber enger geworden ist, wird das nicht reichen. Es bedarf vielmehr eines starken, erkennbaren Profils und nicht nur einer Liste von Publikationen, die außerhalb der IB-Szene niemand kennt und innerhalb der IB nur in Ausnahmesituationen gelesen werden. Das zusätzliche Profil ergibt sich, wenn in den *top journals* publiziert wird *und* es eine breite Rezeption dieser Publikationen gibt. Anders formuliert: Das Profil bemisst sich weniger an der Anzahl der Publikationen, sondern an den Zitationen.

Und wie kommt es zu solchen Publikationen? Kaum dadurch, dass man den x-ten Beitrag zu einem bekannten Forschungsgebiet leistet, in dem der Regressionskoeffizient nochmals leicht nach oben getrieben wird und der in einem amerikanischen *B-Journal* landet. Nein, dabei handelt es sich um theoretisch gehaltvolle und innovative Beiträge, die reflektierte Innovation beinhalten. Und unsere These lautet, dass es in den letzten zwei Jahrzehnten nicht nur solche Beiträge von deutschen Autorinnen gab, sondern sie allesamt auch einen ähnlichen Ursprung hatten: nämlich als Resultat eines inneren, stärker autonomen Diskurses im deutschsprachigen Raum, der dann, als er einen gewissen Reifegrad hatte, nach Außen getragen wurde und dort auch Furore gemacht hat. Beispiel gefällig? *Bargaining* und *Arguing*, Legitimitätsprobleme globalen Regierens, die funktionale Ausdifferenzierung der Weltgesellschaft – um nur wenige und möglicherweise egozentrische Beispiele zu wählen – sind Themen und Theorien, zu denen die deutsche IB einen signifikanten Beitrag geleistet hat. Sie waren alle das Resultat von längeren Diskurs- und Arbeitszusammenhängen, die sich zuerst innerhalb der deutschsprachigen Diskussion entwickelte und ihren Ursprung im allgemeinen zu einem Zeitpunkt hatten, als die späteren internationalen Autoren noch dem Nachwuchs zugerechnet werden konnten. Und sie verschafften den Autoren (zumeist mehreren in gemeinsamen und getrennten Publikationen) Profil!

Profil zeigt sich zudem an der *name recognition* in der Breite des Faches. Knallhart instrumentell formuliert: Man muss bei denen bekannt sein, die in den Berufungskommissionen sitzen. Das sind in der Regel Politikwissenschaftlerinnen, die an deutschen Universitäten lehren und in der absoluten Mehrzahl keine IBler sind. Für diese Art der *name recognition* sind daher gut platzierte Beiträge in der PVS, dem Leviathan oder der ZIB oftmals wichtiger als ein weiterer Beitrag in einem Journal, das außerhalb allerengster Fachkreise niemand kennt.

Kurz und gut: Es ist natürlich phantastisch, in *International Organization* zu publizieren. Der entsprechende PVS-Beitrag ist aber gleichfalls wichtig und im Zweifelsfall wichtiger als der Beitrag in einem internationalen *B-Journal*. Zudem beruhen bedeutsame internationale Beiträge zumeist auf engen Forschungs- und Diskussionszusammenhängen, die nicht selten durch den deutschsprachigen Kontext hergestellt werden. Wer also erfolgreich sein will, muss zweigleisig fahren und sich den Herausforderungen der doppelten Mitgliedschaft stellen.

3. Ein Appell: auch auf Deutsch, bitte!

Ein Plädoyer impliziert zunächst einen Appell. Dieser Appell richtet sich primär an die Menschen, die hierzulande so gerne als Nachwuchswissenschaftlerinnen bezeichnet werden, aber im zweiten Teil auch an die unbefristeten Professoren der Internationalen Beziehungen. Neben dem Appell scheint es uns aber auch sinnvoll, unsere institutionellen Regeln zu überdenken und zu überlegen, ob und inwiefern sie unserem Ideal einer doppelten Mitgliedschaft dienlich sein können.

Der Appell ist einfach formuliert: schreibt *auch* auf Deutsch! Und schreibt *auch* mit Blick auf die Wahrnehmung Eurer Arbeit im öffentlichen Raum!

Dieser Appell beinhaltet im Kontext einer gemeinhin ja ohnehin im Vergleich zu früheren Zeiten oder den Gepflogenheiten in einigen Nachbar-(Sub-)Disziplinen recht regen Publikationstätigkeit gerade auch von Nachwuchswissenschaftlern nicht zwangsläufig die Aufforderung, *noch mehr* zu publizieren. Aber doch, sich genau zu überlegen, mit welchen Arbeiten man sich mit dem größten Resonanzversprechen an welches Publikum wendet. Die Länge einer Publikationsliste stellt oberhalb eines Schwellenwertes keinen Wert an sich mehr dar. Aber auch viel zu publizieren, ist nicht an sich kritikwürdig: Wer etwas zu sagen hat, der soll es sagen! Aber man wird, so die hinter diesem Appell stehende Vermutung, mithin mit gut platzierten Publikationen in deutscher Sprache komplementär zu den internationalen Veröffentlichungen mehr Feedback erhalten und Diskussion anregen, als dies bei einem Verstecken des gleichen Textes in einer englischsprachigen Nischenzeitschrift der Fall wäre.

Der Appell an die Nachwuchswissenschaftlerinnen genügt aber nicht. Wir meinen, dass es zudem notwendig ist, über eine Reihe von institutionellen Regeln nachzudenken, mithilfe derer der Anreiz am deutschen Diskurs teilzunehmen, erhöht werden könnte. Dabei geht es im positiven Sinne gesprochen vor allem darum, dass die Fach-»community« genügend Möglichkeiten bereitstellt, die auf Deutsch verfassten Beiträge auch in angemessenem Rahmen vorzustellen und zu diskutieren.

Und es geht negativ gesprochen um die Frage, ob all die Konferenzpapiere auf Englisch, die dann unweigerlich in die Form des Zeitschriftenaufsatzes streben, denn unbedingt geschrieben werden müssen. Sicherlich ziehen viele das Steak oder die Auster zum Dinner an der San Francisco Bay dem Abendbrot mit Wurst- und Käseaufschliff an einer evangelischen Akademie mitten im Wald vor, und das mag man ihnen auch gar nicht verdenken. Aber die bei Tagungen an letztgenannter Wirkstätte zu erhaltenden Rückmeldungen für ein vorgestelltes Papier sind im Zweifelsfalle hilfreicher als diejenigen, die man als *paper-giver* in einem mitunter wild mit anderen vier *paper-givers* zusammengestückelten *panel* auf einer ISA erhält, wenn innerhalb von einer Stunde und fünfundvierzig Minuten neben fünf *paper-givers* auch noch *chair*, *discussant* und die aus drei Personen bestehende *audience* in einem fensterlosen Raum zu Wort kommen wollen. Dies soll keine grundsätzliche Kritik am Konferenzgroßbetrieb à la ISA mit all seinen Stärken und Schwächen darstellen. Aber eine Anregung zu überdenken, ob wirklich jedes Kon-

ferenzpapier für eine solche Veranstaltung geschrieben werden muss. Aber damit sind wir über den Umweg der Bay-Auster doch wieder beim Appell für die Arnoldschainer Vesper hängen geblieben...

Was folgt institutionell aus dem Gesagten? Für Reisekosten tragende Einrichtungen stellt sich vor diesem Hintergrund erstens die Frage, ob ein *paper* unbedingt Voraussetzung für die (Teil-)Finanzierung von Konferenzreisen sein muss. Die (nicht nur Nachwuchs-) Wissenschaftler profitieren von den sich auf großen wissenschaftlichen Konferenzen ergebenden Kontakt- und Diskussionsmöglichkeiten im Zweifelsfall auch ohne dass die eigene Arbeit in demotivierender Weise in zehn Minuten vor fehlendem Publikum vorgestellt wird und eine einzige Rückfrage des Diskutanten erhält.¹¹ Umgekehrt würde die Lockerung der Regel, es muss ein eigenes Papier vorgelegt werden, und die damit verbundene Finanzierungsmöglichkeit vielleicht auch die Bereitschaft auf Seiten der Jüngeren erhöhen, an DVPW-Tagungen teilzunehmen, auch wenn sie keinen eigenen Vortrag halten. Jedenfalls glauben wir, dass es falsch ist, mit der »eigenes Papier als Finanzierungsvoraussetzung-Regel« einerseits das Pilgertum in Richtung ISA (wo die Akzeptanz eines Papiers eben keinen Qualitätsnachweis darstellt) zu vermehren und andererseits Reisen zu deutschen Fachveranstaltungen (wo die Anfrage zum Diskutanten in manchen Fällen durchaus als Anerkennung gewertet werden kann) zu unterbinden.

Müssen die *slots* für Beiträge bei deutschsprachigen Konferenzen vermehrt werden und stärker in einem Wettbewerbsverfahren vergeben werden? In der Tat wird in den Nachwuchs- und Sektionskreisen seit geraumer Zeit gerne immer wieder die Frage aufgeworfen, ob es denn hierzulande genug Möglichkeiten gibt, seine Arbeiten zu präsentieren. Ist man nicht gezwungen, seine Papiere für die Vorstellung im Ausland anzufertigen, wenn auf dem größten deutschsprachigen politikwissenschaftlichen Kongress für die IB mithin weniger als ein Dutzend *paper slots* zur Verfügung stehen – und das auch nur alle drei Jahre? Und auch die sogenannten »offenen Sektionstagungen« nur alle drei Jahre stattfinden? Um es kurz zu machen: Wir glauben nicht, dass es in dieser Hinsicht an Präsentationsmöglichkeiten mangelt. Nimmt man auch noch die alle zwei Jahre stattfindenden Tagungen der Nachwuchsgruppe der Sektion hinzu, dann sollte die Anzahl der Präsentationsmöglichkeiten gemessen an der Größe des Faches eigentlich hinreichen.

Der DVPW-Kongress nimmt in gewisser Weise eine Sonderstellung ein, da er mit den zeitlichen Restriktionen umgehen muss, die sich ergeben, wenn er auch Platz der Ideen und Ort von gemeinschaftsbildenden »größeren« Vorträgen bleiben will. Dennoch scheint es uns vor dem Hintergrund der geschilderten Problematik sinnvoll, den DVPW-Kongress stärker als Zweitakter zu gestalten. Phasen der »intellektuellen Vergemeinschaftung« durch Plenarvorträge und -diskussionen könnten dann – so unser zweiter institutioneller Vorschlag – mit Phasen abwechseln, in denen parallel in kleineren Veranstaltungsformen erweiterte aktive Partizipations-

11 Wir überspitzen hier bewusst; und erkennen ebenfalls an, dass es auch Aufgabe der Organisatoren von Großtagungen wäre, etwa über eine deutliche Erhöhung der Anzahl von *Roundtables* die Lebhaftigkeit der Diskussion und des intellektuellen Austauschs zu steigern.

möglichkeiten geboten werden. Freilich muss angemerkt werden, dass die Sektion Internationale Politik bei den letzten Kongressen nicht gerade mit Luxusproblemen zu kämpfen hatte, wenn es um das Füllen der *slots* ging. Der »Ruf nach Papieren« erging zwar, allein wurde er kaum gehört.

An Präsentationsmöglichkeiten mangelt es also (einstweilen) nicht wirklich (weshalb unser zweiter Vorschlag etwas lau vorgetragen wurde). Aber auch dies führt mitunter nicht dazu, dass eigenständige deutschsprachige Beiträge eingereicht werden. Oft drehen englischsprachige Papiere bei Treffen der DVPW noch einmal eine »Ehrenrunde«, mit überschaubaren Wirkungen in einen deutschsprachigen Diskursraum hinein. Es ist ausdrücklich zu begrüßen, möglichst viele internationale Fachtagungen jeglicher Größe und Couleur in Deutschland abzuhalten. Aber auf einer Fachtagung praktisch ausschließlich von und für deutsche bzw. deutschsprachige Fachkolleginnen und -kollegen wäre schon zu überlegen, ob es nicht am Klügsten wäre, – so unser dritter Vorschlag – Deutsch als Arbeitssprache in Wort *und* Schrift zumindest als informelle Norm festzulegen. Und nochmals: Uns geht es dabei nicht um die Pflege der deutschen Sprache als Kulturgut; es geht darum, einen eigenen deutschsprachigen Diskurs in der Politikwissenschaft am Leben zu erhalten und es geht darum, Manuskripte zu schreiben und zur Diskussion zu stellen, die später in deutschsprachigen Zeitschriften erscheinen.

Aber wie kann der Anreiz erhöht werden, deutsche Publikationen anzustreben? Hier erscheint uns vorrangig, dass die deutsche Wissenschaftspolitik – und das ist der vierte Vorschlag – die Chancengleichheit erkämpft und sich gegen die sprachliche Diskriminierung wendet, wie sie vor allem von Reuters mit Blick auf die Liste der Zeitschriften, die für den SSRC ausgewertet werden, praktiziert wird. Die offensichtlichen Inkonsistenzen, die mangelnde Transparenz und neuerdings die offene Diskriminierung von Nichtenglischsprachigkeit muss angegangen werden.¹² Dabei genügen die Bemühungen der Fachverbände alleine nicht. Ökonomischer Druck kann allerdings ausgeübt werden, wenn die großen Förderorganisationen und die Universitätsleitungen an einem Strang ziehen und klar nachvollziehbare Regeln der (Nicht)-Aufnahme auch unter Androhung von Sanktionen mit Vehemenz einfordern. Angesichts der *Open Access*-Bewegung und der damit erwachsenden Alternativen müsste es möglich sein, ausreichend Druck aufzubauen. Hierzu muss die Initiative ergriffen werden – warum nicht durch den Vorstand der DVPW?

Ohne ein Umdenken auf der Seite der Individuen werden die genannten institutionellen Maßnahmen aber ins Leere laufen. Kehren wir also zum Appell zurück. Zum Abschluss geht er aber an die Etablierten:

Wer etwas zu sagen hat, der möge sich hier und da einmal einen Ruck geben und es eben auch einmal auf Deutsch sagen. Es ist, man kommt nicht darum herum es zu sagen, schon ein Armutszeugnis für das Fach in Deutschland, dass die *Zeitschrift*

¹² Siehe die offizielle Politik des »Thomson Reuters Journal Selection Process«: <http://wokinfo.com/essays/journal-selection-process/>; 7.9.2013.

für Internationale Beziehungen als Aushängeschild der Sektion auf der Ebene der Aufsätze zur praktisch professorenfreien Zone geworden ist.¹³

Uns ist bewusst, dass die *Zeitschrift für Internationale Beziehungen* (aber auch die *PVS*) selbst bei einem Aufwallen professoraler Aufsatzeinreichung in ihrer Öffentlichkeitswirkung nur auf einen überschaubaren Kreis von fachlich spezialisier-ten Rezipienten begrenzt sein wird. Das Defizit einer in unserer Wahrnehmung in der Vermittlung ihrer Ergebnisse in eine breitere Öffentlichkeit nur unzureichend präsenten IB wird natürlich nicht schon dadurch verringert, dass auf Deutsch geschrieben wird (wenngleich dies eine notwendige Voraussetzung dafür bildet). Hier richtet sich der zweite Teil unseres Appells darauf, nicht nur ab und an auf Deutsch zu schreiben, sondern dies auch für und in Publikationsorganen zu tun, die sich zu- mindest an eine breitere interessierte Öffentlichkeit richten. Dies ist kein Appell da- zu, nur noch Sachkundebücher zu verfassen, »policy briefs« zu schreiben, oder vor jede Kamera zu hüpfen.¹⁴ Aber doch dazu, zu überlegen, ob es nicht auch einmal ein Aufsatz im *Leviathan*, in *Aus Politik und Zeitgeschichte*, in *Internationale Politik* o.ä., oder eben auch einmal ein Vortrag zu Fragen der internationalen Politik vor einem Publikum sein kann, das sich nicht zu 100% aus Vertretern der eigenen Fachgattung zusammensetzt. Im Gegensatz zum ersten Teil des Appells liegt hier der Primat der Erwartungen eindeutig bei den Etablierten, die im Zweifelsfalle ihren bereits erworbenen Ruf erfolgreicher einsetzen können, um auch Zugang zu Medien mit breiterer Verbreitung zu erlangen und sich mithin leichter an der öf- fentlichen Debatte beteiligen können.

4. Oder wie der Lateiner sagt: »per aspera ad astra!«

Unsere Ausführungen könnten bei oberflächlicher Lektüre den Eindruck erwecken, es gehe hier um ein Zurückdrängen von Internationalisierung oder aber um irgend- ein sprach- oder kulturpolitisches Ansinnen. Eines soll daher, um Missverständnis- sen vorzubeugen, an dieser Stelle nochmals unterstrichen werden. Das vorliegende Plädoyer für eine auch und bewusst in deutscher Sprache publizierende deutsche IB ist ein Plädoyer *per aspera ad astra*. Ein Problem stellt sich überhaupt *nur* vor dem Hintergrund der beschriebenen erfolgreichen Internationalisierungsbemühungen der deutschen IB in den letzten beiden Jahrzehnten. Dies bedeutet, dass aus diesem Plädoyer keinesfalls gefolgt werden darf, dass in Teilsegmenten des Faches – oder aber in benachbarten sozialwissenschaftlichen (Teil-) Disziplinen mit gerin- gem oder gar fehlendem Internationalisierungsgrad – solche Internationalisierungs- bemühungen nun gleich unterbleiben könnten. Internationalisierung ist kein Selbst-

13 Im Jahr 2012 finden sich unter den Autorinnen und Autoren der eigenständigen Aufsätze immerhin zwei Inhaber/innen von entfristeten Professuren – aber kein IBler, sondern ein Soziologe und eine Kollegin aus der Vergleichenden Politikwissenschaft!

14 Und schon gar nicht ein Appell dazu, angemessene und notwendige Komplexität und sich aus dem Anspruch theoretischer Stringenz ergebende Schwierigkeiten im Sinne einer ver- meintlichen »Praxisrelevanz« einzustampfen.

zweck und kann, so das Credo dieses Beitrages, ab einem bestimmten Grade auch zu unerwünschten Nebeneffekten führen. Internationalisierung ist aber Teil einer Professionalisierung sozialwissenschaftlicher Forschung und Lehre und das Ausbleiben der Erstgenannten verweist nicht selten auch auf ein Fehlen der Letztgenannten.

Die Internationalisierung meint dabei freilich in der Praxis zuvorderst eine Orientierung auf den angloamerikanischen Sprachraum, mit seinen jeweils unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen (etwa im Sinne der starken Orientierung hin auf quantitative Methoden in den USA und das praktisch vollkommene Fehlen derselben in der britischen IB). Unser vorliegendes Plädoyer ist in keiner Weise als Kritik an einer solchen Orientierung zu verstehen. Ganz im Gegenteil: Sie ist als Teil eines Professionalisierungsprozesses und im Hinblick auf die gegenwärtige Rolle des Englischen als *lingua franca* in großen Teilen des Wissenschaftssystems notwendig und geboten. Aber sie führt zu unerwünschten Konsequenzen, wenn sie eine einseitige Orientierung bleibt und dadurch die Identität des Faches im deutschsprachigen Raum zumindest teilweise unterhöhlt. Wir glauben jedoch im Gegensatz zur eingangs formulierten Equilibriumsthese, dass es in dieser Angelegenheit nicht nur ein Entweder-Oder, sondern auch ein Sowohl-als-auch geben kann. Auch wenn man dafür vielleicht auch einmal wieder in den Taunus fahren muss: Eine doppelte Identität als »IBler« im angloamerikanischen *und* im deutschsprachigen Diskursraum ist möglich und wünschenswert. Dabei geht es uns nicht darum – um ein zweites denkbare Missverständnis auszuräumen – einen geschützten Raum für althergebrachte deutsche IB herzustellen. Es geht uns nicht um den Bestandsschutz des oben von unserer Modellnachwuchswissenschaftlerin beschriebenen »deutschen Stils«. Es geht um den Diskurs, der sich aus der Sicht einer bestimmten geographischen und kulturellen Perspektive speist, der aber den aktuellen (freilich pluralen) wissenschaftlichen Kriterien voll und ganz genügen muss. Eine doppelte Identität zu haben heißt eben auch, dass sich der Gehalt der beiden Identitäten verändert. Mit einer so verstandenen doppelten Identität verbinden wir also nicht die Erwartung einer die wissenschaftlichen Produktivkräfte hemmenden gespaltenen Persönlichkeit, sondern deutlich spürbare Synergieeffekte für eine Belebung der Forschungs- und Diskussionslandschaft in den deutschsprachigen IB.

Ein Beitrag wie der vorliegende möchte Diskussionen anstoßen und lebt daher naturgemäß auch von Überspitzung und Provokation. Die wollen wir auch nicht abschleifen. Nichtsdestotrotz möchten wir mit einer einschränkenden und einer (selbst-)kritischen Bemerkung schließen: Unser Plädoyer für »Zweigleisigkeit« und doppelte Mitgliedschaft enthält keinen spezifischen Vorschlag für das relative Gewicht der jeweils einen oder anderen Seite. Gerade aufgrund des oben angesprochenen Flaschenhalses bei IB-Stellen in Deutschland wäre es für Nachwuchswissenschaftler grob fahrlässig, sich nicht über englischsprachige Publikationen Zugänge zu Arbeitsmärkten in anderen Ländern zu erschließen. Aber doppelte Mitgliedschaft impliziert keinesfalls ein quantitatives sprachliches Austarieren von Publikationslisten; vielmehr kann die »deutsche« Seite der Mitgliedschaft schon durch wenige gut platzierte Beiträge »erworben« werden.

Kritisch anzumerken ist schließlich, dass die hier diskutierte doppelte Mitgliedschaft insofern eine einfache bleibt, als sie ihre Mitglieder ausschließlich auf den großen, aber eben doch in vielfacher Hinsicht sehr begrenzten Diskursraum eines weiterhin stark auf »IR« als einer »American Social Science« (Stanley Hoffmann) mit europäischen und kanadischen Ergänzungen bezogenen Faches begrenzt. Noch besser als eine doppelte wäre in diesem Sinne eine multiple Mitgliedschaft, mittels derer ganz unterschiedliche solcher Diskursräume bedient und miteinander verbunden werden könnten – wobei sich der Begriff des »Diskursraumes« hier noch nicht einmal unbedingt auf unterschiedliche Sprachräume, sondern wenigstens ebenso sehr auf unterschiedliche »intellectual styles« bezieht (vgl. hierzu im Überblick Hellmann 2011). Im Vergleich zu einem hieraus zu schlussfolgernden Plädoyer für eine multiple Mitgliedschaft erscheint dann das vorliegende Plädoyer für eine doppelte Mitgliedschaft kaum als kühn. Trotzdem steht zu hoffen, dass es eine rege Diskussion anzuregen im Stande ist.

Literatur

- Deitelhoff, Nicole//Wolf, Klaus-Dieter* 2009: Der Widerspenstigen Selbst-Zähmung? Zur Professionalisierung der Internationalen Beziehungen in Deutschland, in: Politische Vierteljahresschrift 5: 3, 451-475.
- Hellmann, Gunther* 1994: Für eine problemorientierte Grundlagenforschung: Kritik und Perspektiven der Disziplin »Internationale Beziehungen« in Deutschland, in: Zeitschrift für Internationale Beziehungen 1: 1, 65-90.
- Hellmann, Gunther* 2011: International Relations as a Field of Study, in: <http://www.fb03.uni-frankfurt.de/44946845/>; 5.9.2013.
- Kuhn, Thomas* 1962: The Structure of Scientific Revolutions, Chicago, IL.
- Lakatos, Imre* 1976: Proofs and Refutations, Cambridge.
- Rittberger, Volker* (Hrsg.) 1990: Theorien der Internationalen Beziehungen (PVS-Sonderheft 21), Opladen.
- Zürn, Michael* 1994: We Can Do Much Better! Aber muß es auf amerikanisch sein?, in: Zeitschrift für Internationale Beziehungen 1: 1, 91-114.
- Zürn, Michael* 2003: Die Entwicklung der Internationalen Beziehungen im deutschsprachigen Raum nach 1989, in: Hellmann, Gunther/Wolf, Klaus-Dieter/Zürn, Michael (Hrsg.): Die neuen Internationalen Beziehungen. Forschungsstand und Perspektiven in Deutschland, Baden-Baden, 21-46.